

UNVERGESSEN

Die Toten zu bestatten gehört im christlichen Glauben zu den sieben Werken der Barmherzigkeit. Friedhöfe, Grabmäler und Grabsteine geben Auskunft über die Bestattungskultur einer Epoche, über persönliche Schicksale von Menschen und über die Verbindung der Angehörigen zu den Verstorbenen. Historische Friedhöfe, verfallende Grabsteine, Friedhofsparadiese, Inschriften und Skulpturen, alter Baumbestand und frische Blumen, sanftes Licht, rostige Hinweisschilder und bunte Plastikgießkannen eröffnen in den Photos von Rüdiger Kramer eine vielschichtige Sicht auf den Umgang mit Vergänglichkeit und Tod - damals wie heute. Sie geben uns Einblicke und Ausblicke auf ein Thema, das wir in unserem Alltag gerne ausgrenzen, sie werfen uns ein Stück auf unser eigenes Verhältnis zum Sterben mitten in unserem Leben.

Der Photozyklus des Künstlers Rüdiger Kramer "erschöpft sich nicht in der romantischen Schau der Vergänglichkeit." Vielmehr sind die Bilder eine "Dokumentation über die Endlichkeit ewiger Ruhestätten" (Reiner Sörries). Die Ausstellung zeigt u.a. Photos des katholischen Friedhofs am Schwitter Weg und des alten evangelischen Friedhofs in Menden.

„Ob wir es wahrhaben wollen oder nicht - der letzte Weg führt uns alle auf den Friedhof zur letzten Ruhe... Wie das Wort schon sagt, da ist dann Friede und Stille oder einfach nur das Ende von Freud und Leid des Lebens...“

Die heute lebend kommen um die Steine zu lesen und wieder weggehen, werden morgen tot wiederkommen um zu bleiben, schrieb Robert Frost.

Unvergessen - dieser Zyklus digitaler Photographien veranschaulicht meinen Versuch aktiver Auseinandersetzung mit etwas, das vielfach als unfasslich ausgegrenzt wird, trotzdem aber unabwendbar auf alle zukommt, die letzte Ruhe als das Ende des Daseins.

Die christliche Vorstellung von Ewigkeit soll trösten und den Tod zu etwas Transitorischem machen, obschon man sehen kann, daß schon die Gräber vergänglich sind, als sollten sie versinnbildlichen, was mit den Bestatteten geschieht.“ Rüdiger Kramer

RÜDIGER KRAMER

1953 in Menden geboren, studierte Rüdiger Kramer an der Düsseldorfer Kunstakademie als Meisterschüler u.a. bei Joseph Beuys. Er erhielt ein Stipendium des Kultusministeriums Nordrhein Westfalen für einen Studienaufenthalt in Olevano sowie Stipendien der Aldegrever-Gesellschaft in Münster. Ein weiteres Stipendium führte ihn zu Studienzwecken in den Bergbau. Im Jahr 2002 erhielt er den Kunstpreis der Stadt Euskirchen. Er erhielt verschiedene Lehraufträge, u.a. an der Kunstakademie Düsseldorf und den FHs Dortmund und Aachen. Die Jahre von 1986 bis 2006 waren geprägt durch das intensive künstlerische Arbeiten mit psychisch Kranken und Geistigbehinderten.

Eine erste Ausstellung der Werke des jungen Künstlers wurde 1975 auf der Wilhelmshöhe in Menden präsentiert. Es folgten Ausstellungen in Düsseldorf, Bonn, Iserlohn, Heerlen/Niederlande, Kiel, München, Florenz und Berlin, um nur die wichtigsten Stationen zu nennen. Vor genau 10 Jahren zeigte er in einer Einzelausstellung zum Thema „Menden - die Stadt im Walde“ im Museum der Stadt Menden Ölbilder und Aquarelle.

Rahmenprogramm zur Ausstellung:

Samstag, 23.11.2013

Grabsteine erzählen -

Der alte evangelische Friedhof

Rundgang über den Friedhof am Heimkerweg mit Renate Brenner. Treffpunkt 11.00 Uhr am Haupteingang des Friedhofs am Heimkerweg. Kosten: 2,- €.

Samstag, 30.11.2013

Grabsteine erzählen - Der katholische Friedhof

Rundgang über den Friedhof am Schwitter Weg mit Stephan Reislöh. Treffpunkt 11.00 Uhr an der Treppe Ecke Werringer Straße/Schwitter Weg. Kosten: 2,- €

Samstag, 07.12.2013

12.00 Uhr im Museum

UNVERGESSEN

Kleinstadtfriedhöfe im Rheinland und in Westfalen

photographiert von Rüdiger Kramer.

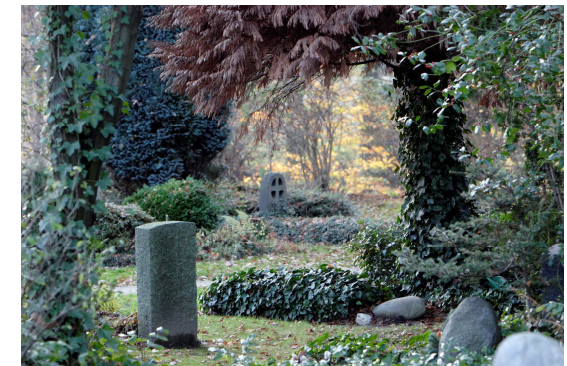
Führung durch die Ausstellung und die Sammlung „Trauerkultur“ mit Jutta Törnig-Struck und Lesung mit Karin Drolshagen.

Museumsverein MENDEN 100 Jahre
Wir machen Geschichte erlebbar



UNVERGESSEN

Kleinstadtfriedhöfe im Rheinland
und in Westfalen
photographiert von Rüdiger Kramer



sowie

Kulturgeschichte des Trauerns

Objekte aus der Sammlung des Museums

02.11. 2013 - 04.01.2014

Ausstellungseröffnung:

Samstag, 02. November um 11.00 Uhr

Museum für Stadt- und Kulturgeschichte
Marktplatz 3, 58706 Menden, Tel. 02373 / 903 653
Di - Sa 9.00 - 12.00 Uhr, Do auch 15.00 - 17.00 Uhr,
www.menden.de/museum

Kulturgeschichte des Trauerns

Objekte aus der Sammlung des Museums

„Es wird ein Schwert durch deine Seele dringen“

Maria, die leidende Mutter unter dem Kreuz, zeigt seit dem Mittelalter den unfassbaren Schmerz über den Tod ihres Sohnes in Kunst- und Bildwerken. Tränen, der theatralische Griff an ihr Herz, verzweifelte Händeringen bis hin zur Ohnmacht sind die sichtbaren Zeichen ihrer Trauer. Auch der Lieblingsjünger Johannes macht seine Trauer nach außen erkennbar. Für Menschen in früherer Zeit war es selbstverständlich, Schmerz und Trauer für jeden sichtbar nach außen zu tragen.

Das Mitleiden unter dem Kreuz wurde in den Alltag integriert: eine Schachtel mit Kästchen zum Aufbewahren von Nähnadeln sollte die Frau bei der Handarbeit stets daran erinnern, dass Leiden und Sterben zum Leben dazugehören.

Vergiss mein nicht

Um ein Andenken an Verstorbene zu besitzen, entstand in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts der klassische Gedenkschmuck. Haareinlagen der Toten in Schmuckstücken stellten eine dauerhafte Erinnerung an sie dar. Diese Mode, die im viktorianischen England begründet wurde, bestand bis etwa 1880. Auch Mendenerinnen besaßen eine große Fülle an Trauer- und Haarschmuck, zumal der Tod in dieser Zeit noch ständiger Begleiter der Menschen war. Ein englischer Autor kam damals sogar zu der Feststellung: „Die Schmuckkassetten der Damen gleichen tragbaren Friedhöfen“.

Trauerschmuck lehnte sich stets an aktuelle Modeerscheinungen an. Rosen und Vergissmeinnicht auf Perlentäschchen und anderen handgearbeiteten Accessoires drückten aus, dass man dem Verstorbenen in Liebe verbunden war und die Erinnerung an ihn lebendig halten wollte. Die Haare des Verstorbenen wurden zu Trauerweiden, Urnen und Grabmalen gestaltet, um aus dem, was von einem Menschen unvergänglich war, eine private Gedenkstätte im Taschenformat zu schaffen.

Weltliche Reliquien

Kurz bevor Eleonore Escher im Alter von 40 Jahren starb, schnitt man ihre Haare ab. Um eine bleibende Erinnerung an sie zu erhalten, ließ man daraus einen Blütenkranz als gehydratisierten Zimmerschmuck arbeiten. Damit verblieb sie gewissermaßen im Kreise der Familie. Wandbilder und Sträußchen mit Blüten aus Haar wurden zu „Familienstammbäumchen“ gestaltet, indem die Haare verschiedener Familienmitglieder und Generationen miteinander verflochten wurden.

Die Erinnerung wach halten

Nicht nur das Haar als das einzige, was von einem Menschen auch nach seinem Tod erhalten bleibt, auch Porträts, Miniatur-

bildnisse und Schattenrisse halfen, die Erinnerung an einen Menschen lebendig zu halten. Ab dem Ende des 19. Jahrhunderts übernahmen vorwiegend Photographien diese Aufgabe.

In der Stunde unseres Todes

Versehgarnituren zeugen davon, dass das Sterben früher im Beisein der betenden Angehörigen zu Hause geschah. Ein Priester erteilte die letzte Ölung und nahm noch einmal die Beichte ab. Anschließend übernahmen Angehörige und Nachbarn die Totenwache. Der Verstorbene wurde häufig bis zur Beerdigung zu Hause aufgebahrt. Sowohl die Krankensalbung als auch die letzte Ölung werden auch heute noch von Christen in ihren schwersten Stunden erbeten, das Sterben hat sich aber mehr und mehr in die Krankenhäuser verlagert.

Kinderreichtum und Kindestod

Ziegelsteine, im Feuer des Kamins heiß gemacht und in die Wiegen gelegt, sollten verhindern, dass die Neugeborenen in kalten Winternächten erfrieren. Für Säuglinge erwies sich besonders das erste Lebensjahr als eine kritische Phase, in welcher der Tod immer gegenwärtig war. Bedingt durch mangelhafte Hygiene und Ernährung wurden sie häufig das Opfer von Infektionskrankheiten. Verstorbene Kinder wurden bis zu ihrer Beerdigung gewöhnlich im Trauerhaus aufgebahrt. Mädchen traten ihre letzte Reise im weißen Kleid an, Jungen in ihrem Sonntagsanzug.

Die Geburtshilfe lag im 19. Jh. bereits weitgehend in Händen medizinisch ausgebildeter und staatlich konzessionierter Hebammen. Die Mendener Hebamme Helene Pellmann (1862 - 1938) half in ihrem langen Berufsleben 6612 Kindern auf die Welt. Über 50 Jahre lang war sie die am meisten gefragte „Storchentante“ - in einer Zeit, in der Hausgeburten üblich waren. Dank ihres ungeheuren Erfahrungsschatzes sind in ihren Tagebüchern nur wenige Totgeburten verzeichnet.

...infolge Feindeinwirkung

„Auf ein frohes Wiedersehen“ heißt es auf dem Abschiedsfoto des jungen Mendener Soldaten. Das Dritte Reich benötigt immer mehr Soldaten für die Blutmühlen der Fronten. 1944 sind bereits 90% aller Mendener Männer im wehrpflichtigen Alter zum Fronteinsatz eingezogen. Das Reich treibt im Hönnetal den Bau eines unterirdischen Hydrierwerks zur Gewinnung von Treibstoff (Projekt Schwalbe) voran. Das Fenster aus dem Leichenraum des Zwangslagers im Biebertal zeugt vom Sterben unzähliger Zwangsarbeiter. Totenzettel, Gedenktafeln sowie Gräber für Gefallene und Vermisste erinnern an die zahllosen Opfer von zwei Weltkriegen.

Auschwitz, Theresienstadt

Der jüdische Friedhof am Schwitter Weg, errichtet 1822, zeugt noch heute von einem einstmaligen jüdischen Gemeindegelände.

ben. Alte Grabsteine mit hebräischen und deutschen Schriftzeichen werden von Efeu und den Wurzeln mächtiger Bäume umschlungen. Jüdische Mitbürger prägten die Mendener Geschäftswelt und waren gesellschaftlich vielfach engagiert. Bei der Machtergreifung 1933 lebten noch 69 Juden in Mendener - 32 von ihnen sowie 40 Mendener Sinti und Roma wurden bei der Deportation oder in den Konzentrationslagern ermordet.

Von Kopf bis Fuß auf Trauer eingestellt

Früher war der Tod ständiger Begleiter der Menschen. Man war gewohnt, unerwartete Schicksalsschläge zu ertragen und liebste Angehörige zu verlieren. Im Trauerjahr und bei Witwen in der Regel bis zum Ende ihres Lebens war es üblich, schwarze Kleidung, schwarzen Schmuck und schwarze Accessoires zu tragen. Nicht nur mit der Farbe Schwarz als Symbol der Trauer, sondern häufig auch mit der aufwändigen Verarbeitung und Eleganz der Kleidung erwies man dem Verstorbenen die letzte Ehre und machte den persönlichen Verlust für alle nach außen sichtbar.

Die letzte Ehre erweisen

Schon im 6. Jh. v. Chr. wurden Verstorbene im Hönnetal für die letzte Reise ihres Lebens mit Grabbeigaben wie Schmuck, Waffen und Tongefäßen mit Nahrung ausgestattet. Die Kultgefäße wurden anschließend zerschlagen, damit sie nicht mehr anderweitig genutzt werden konnten. Bis heute erweist man dem Verstorbenen mit einem Beerdigungskaffeetrinken oder „Leichenschmaus“ die letzte Ehre und lässt die Trauergemeinde auf diese Weise noch einmal zusammenkommen.

Trauerschmuck

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts entwickelte sich eine neue Mode: schwarzer Trauerschmuck, der nur während der eigentlichen Trauerzeit getragen wurde und bei jedem folgenden Trauerfall wieder Verwendung fand, gelangte, zunächst ausgehend von den Fürstenhöfen, schließlich auch zum „einfachen“ Volk. Dieser Schmuck bestand zum Beispiel aus Eisen und besonders aus Jet, einer tiefschwarzen und undurchsichtigen Kohleart, die wegen ihres geringen Gewichts sogar das mühelose Tragen von äußerst voluminösen Schmuckstücken ermöglichte. Ab etwa 1840 erlangten außerdem emaillierte Schmuckstücke große Beliebtheit sowie Trauerschmuck aus Onyx.

*Der Mensch gehet auf wie eine Blume,
und fällt ab; fleucht wie ein Schatten,
und bleibt nicht.
aus dem Buch Hiob*